

Verlag Bibliothek der Provinz

Fabian Burstein

WIE VIEL WIEGT DIE LIEBE

Roman

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-738-5

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-1010 Wien, Sonnenfelsgasse 7/26
www.bibliothekderprovinz.at

Umschlag: iStockphoto

WIEN 
KULTUR 

Fabian Burstein
WIE VIEL WIEGT DIE LIEBE

Roman

Für Elia

KAPITEL 1

Ich hasse Arno. Arno trägt die alleinige Schuld daran, dass wir hier auf einem Autobahnabschnitt irgendwo zwischen Nürnberg und Heilbronn festsitzen. Um uns ist nur Blech, das zu totalem Stillstand verdammt ist. Unfall und Autobahnsperre wegen eines Hubschrauber-einsatzes, behauptet die Frauenstimme aus dem Radio. Sie spricht mit bundesdeutschem Akzent. An den werde ich mich wohl gewöhnen müssen. Ebenso wie an den sogenannten »Family-Van«, den Mama kurz vor unserer Abreise über ein Gebrauchtwagen-Portal gekauft hat. Den Van hasse ich ähnlich hingebungsvoll wie Arno. Er ist weiß, hat auf der Rückbank irgendein besonders sicheres Befestigungssystem für Kindersitze, obwohl wir nie mit Baby unterwegs sind, und riecht nach einer Mischung aus Pfirsich-Raumduft und säuerlicher Milch. Andere Autodetails wie Airbags, elektronische Assistenten, Panoramadach und anderer Schnickschnack sind mir doch egal. Der Van ist Teil unseres neuen Lebens, das mir 720 Kilometer am Arsch vorbeigeht – das ist nämlich die Entfernung zwischen meiner Heimat Wien und Mannheim, dem Ort, wo wir wegen Arno hinziehen. Mir geht wirklich alles am Arsch vorbei, das nur ansatzweise mit diesem neuen Leben zu tun hat. Das Auto, Arno, unsere neue Wohnung, meine zukünftige Schule, Deutschland, Mannheim, manchmal sogar Mama. Alles egal, und wenn mir mal etwas davon nicht egal ist, hasse ich es.

»Rechnen Sie auf der A6 Richtung Heilbronn mit mindestens eineinhalb Stunden Zeitverlust wegen eines schweren Verkehrsunfalls«, sagt die Stimme aus dem Radio. »Die Sperre der Autobahn wird laut Autobahn-

polizei in frühestens 45 Minuten aufgehoben.« Na toll. Draußen hat es fast dreißig Grad. Die Klimaanlage scheint bei Stillstand in eine Art Lethargie zu versinken, ganz so, als wolle sie sich mit den staugeplagten Insassen solidarisieren. Ein ganz schlechter Augenblick für Solidarität, würde ich mal sagen. Unser gebrauchter Van ist Baujahr 2003. Da ist es nicht weiter verwunderlich, dass die Kiste nicht ordentlich kühlt. Nur ein Family-Van war meiner Mama wohl nicht grausam genug. Es musste auch noch ein vierzehn Jahre altes Teil sein. Mit unausgegorener Klimatechnik. Und einem ekeligen Gestank. Vielleicht bilde ich mir das mit der säuerlichen Milch auch nur ein. Als wir den Van vor ein paar Wochen besichtigt haben, klebte auf der Heckscheibe noch ein dreieckiger Sticker, wie ihn junge, gefühlsduselige Eltern bei einem Hersteller von Babyfraß bestellen können. »Jacky« stand auf dem Sticker. Immer noch besser als »Baby an Bord«. Bei der Wagenübergabe war der Jacky-Kleber bereits entfernt. Trotzdem habe ich seither vor Augen, wie Jacky nach einer ordentlichen Portion Muttermilch den Wagen vollkotzt. Ist Jacky ein Jungen- oder ein Mädchenname?

Vom Beifahrersitz blickt Arno über seine linke Schulter nach hinten. Sein verdrehter Kopf ist der verzweifelte Versuch, mir beim Reden in die Augen zu sehen. Ich sitze extra hinter ihm, damit es ihm schwerer fällt, mit mir zu kommunizieren. Arnos aufmunternde Worte brauche ich so dringend wie eine Fistel am Hinterteil. Ich glaube, er weiß das, lässt sich aber trotzdem selten davon abhalten, mich anzuquatschen.

»Na Charlotte, alles klar bei dir? Soll ich den Radiosender wechseln? Mama hat sich wieder einen Sender mit Oldie-Mucke eingestellt. Mir wäre jetzt nach einer

Runde Pop. Ich glaub wir sind da auf einer Wellenlänge, oder?«

Das mit der »Wellenlänge« ist wohl als Wortspiel gedacht. Wegen Radio und Ultrakurzwellen und so. Arnos Ausdrucksweise klingt dabei ähnlich authentisch, wie wenn sich ein 60-Jähriger im Jugendwahn der Wörter »geil« und »cool« bedient. Außerdem könnte ich Arno immer eine in die Fresse hauen, wenn er ein typisch bundesdeutsches Wort verwendet. »Mucke«. Entsetzlich. Wenigstens verkneift er sich in unserer Gegenwart meistens seinen kurpfälzischen Dialekt. Für einen kurzen Augenblick reißt sich Mama von der Stoßstange des vorderen Autos los und blickt zu Arno. Sie lächelt verklärt. Ich bin Expertin, was Mamas Verhalten betrifft. Ich kann alles an ihr deuten. Ihre Mimik, ihre Körpersprache, ihre Untertöne, ihre Blicke. Seit zehn Jahren, seit sich Mama und Papa scheiden haben lassen, sind wir beide exklusiv füreinander da. Egal, was passiert, wir wissen über die andere Bescheid. Unser Alltag hat sich immer nur um uns beide gedreht. Nicht dass Papa keine Rolle in meinem Leben spielt. Ich sehe ihn immer am Wochenende.

Nein, ich SAH ihn immer am Wochenende. Jetzt ist ja alles anders, weil wir in Mannheim leben werden. Da, wo Arno herkommt. Eine Stadt, die angeblich mehr Schornsteine als Bäume hat. Diesen Vergleich habe ich aus einem Lied, das »In Mannheim weint man zwei Mal« heißt. Der Sänger behauptet, dass jeder Zugereiste weinen müsse, wenn er das erste Mal mit dem Stadtbild von Mannheim konfrontiert ist. Das glaube ich ihm aufs Wort. Das zweite Mal Weinen komme dann beim Abschied, weil die Zugereisten das ehemals verhasste Mannheim so lieb gewonnen hätten. Hinter dieser Passage stecken wohl irgendwelche Experten für Stadtmarketing.

Google Streetview sagt mir, dass ich diese Stadt auf immer und ewig hassen werde. Genauso wie Arno.

Papa und ich verstehen uns richtig gut. Doch die Beziehung zu meiner Mutter ist anders. Intensiver. Symbiotischer. Wir leben nicht nur miteinander, sondern auch füreinander. Und nun sitzt in unserem Biotop der Parasit Arno. Ein Parasit, von dem meine Mutter glaubt, er sei ein ganz großer Tochterverstehler. Ich weiß, was sie ob Arnos Radiovorstoß denkt. Sie denkt, Arno sei herzensgut und so bemüht, eine Beziehung zu mir aufzubauen.

»Lotte, mein Liebling. Reagierst du bitte, wenn Arno mit dir spricht«, sagt meine Mutter. Ihr Blick ist dabei starr auf das Auto vor ihr gerichtet. Als würde es jeden Moment losrollen. Dank der Radiostimme wissen wir aber mit absoluter Sicherheit, dass sich hier in nächster Zeit niemand auch nur einen Zentimeter vor oder zurück bewegt. Ich muss Mamas Blickachse also als Droh-Geste interpretieren. Immer wenn ihre Stimmung wegen einer von mir gesetzten Handlung kippt, spricht sie mich an, ohne mir dabei ins Gesicht zu sehen. Ich glaube, sie will mir damit Beiläufigkeit vorgaukeln, nach dem Motto: »Noch ist nichts verschissen, noch ist mein Ärger ein kleines Atom in einer großen Masse voll Liebe und Toleranz, noch kannst du mich ohne große Gesten und Worte besänftigen.« Dass die Lage hier im überhitzten Family-Van schon etwas kritischer ist, kann ich an zwei Details erkennen. Erstens, Mama hat mich »Lotte« genannt. Ich hasse diese Kurzform meines Namens, Mama liebt sie. Da sie mich aber noch mehr liebt als das Kürzel »Lotte«, verzichtet sie meistens darauf, mich so zu nennen. Nur wenn sie sehr ärgerlich ist, stellt sie ihre Lotte-Befindlichkeiten über meine. Zweitens, Mama hat das verhasste »Lotte« mit einem

Kosewort verknüpft. »Liebling«, »Schätzchen«, »Mäuschen«. In Kombination mit »Lotte« bedeuten diese Worte eigentlich »Balg«, »Göre«, »Fratz«. Meine Mutter lebt in solchen Widersprüchen ihre zynische Seite aus, die sie ansonsten unterdrückt, weil sie der Meinung ist, Zynismus würde bei einem Kind, also bei mir, das aufrichtige Interesse am Schönen und Guten verderben. In meinem Warnsystem für Mutter-Tochter-Streitigkeiten bedeutet der abgewandte Blick Warnstufe Gelb. Bei »Lotte« geht es in den orangen Bereich. Dazu die Kombination mit einem Kosewort ergibt Alarmstufe Rot. Ich kann das alles einordnen. Mama kann gar nichts mehr einordnen und das kränkt mich. Früher hätte sie gemerkt, dass mein Schweigen eigentlich eine friedliche Geste ist. Sie hätte gespürt, dass ich mir eine schnippische Entgegnung verkneife. Dass ich darum bemüht bin, ihre Aufbruchsstimmung nicht zu verderben, obwohl es mir gerade dreckig geht und ich am liebsten die ganze Zeit heulen würde. Der Parasit Arno frisst sich durch unser Geflecht an Verbindungen und zerstört unser fein abgestimmtes System. Nur so ergibt alles einen Sinn. So kann ich mir erklären, warum Mama seit Neuestem lügt. Sie hat behauptet, die Anschaffung des Family-Vans sei nur ein Zufall. Es hätte genauso gut eine stinknormale Limousine oder ein Kombi werden können. Sie habe ein paar Suchparameter eingegeben. Ein Preis unter fünftausend Euro, Diesel, fünf Plätze, mindestens hundert PS wegen der regelmäßigen Fahrten nach Wien. Und dann sei eben dieses Auto in den Suchergebnissen aufgetaucht. Ein Auto, das zufällig auch ein spezielles Befestigungssystem für Kindersitze hat. Diese Geschichte nehme ich ihr genauso ab wie die Mär von der Essenseinladung bei einer Freundin, wo Arno einer der Gäste war. Meine Mama kapiert nicht,

dass sie besser den Verlauf im Browser unseres Familien-PC löschen sollte. Sie weiß auch nicht, dass es einen privaten Surf-Modus gibt, bei dem das Programm die Sichtbarkeit der Internetaktivitäten unterdrückt. Weil sie sich um solche digitalen Angelegenheiten niemals geschert hat, weiß ich nun, dass sie das letzte Jahr fast jeden Abend auf Single-Börsen verbracht hat. Sie war auf der Suche. Doch anstatt mit mir darüber zu reden, pflegte sie lieber ein Parallel-Biotop, von dem ich anscheinend nichts wissen durfte. Bis Arno kam.

»Lieber Arno, danke für dein verlockendes Angebot, aber falls du es noch nicht gemerkt hast: Der seelenlose Plastik-Pop aus dem Radio hat mit meinem Leben in etwa so viel zu tun wie eine Textzeile aus einem Roland-Berger-Schlager«, sage ich.

Arno kichert. Zugegeben, das überrascht mich ein wenig.

Meine Mutter nimmt über den Rückspiegel Blickkontakt auf. »Benimm dich nicht wie das Abziehbild eines eifersüchtigen Scheidungskindes«, sagt sie. Mama weiß, dass sie mich damit verletzt. Meine Einzigartigkeit ist mir sehr wichtig. Ich bin nicht auffallend attraktiv oder überdurchschnittlich intelligent. Ich habe auch keine nennenswerten Talente oder extravaganten Hobbys. Deshalb habe ich die Einzigartigkeit meines Wesens zu einem Grundbaustein meiner Identität gemacht. Was diese Einzigartigkeit ausmacht, ist schwer zu erklären. Meine Freundin Violetta hat mal gesagt: »Jeder Mensch ist einzigartig, allein schon wegen der komplexen Erbinformation in unseren Zellen.« Da hat sie wahrscheinlich recht. Doch ihr Einwand hat nichts mit der Einzigartigkeit zu tun, die ich meine. Mir geht es um eine Lebenseinstellung, die nicht auf dem Glatten, Logischen, Konformistischen beruht. Ich kann mit meiner

Einzigartigkeit überraschen und andere Menschen fesseln. Manchmal habe ich sogar das Gefühl, dass das ungewöhnliche Ineinandergreifen meiner Gedanken, Taten und Eigenschaften genauso anziehend ist wie die Dekolletees und Augenaufschläge von wesentlich hübscheren Schulkolleginnen. Jedenfalls bekomme ich fast so viele Jungs ab wie die fast perfekt gebaute Katja aus der Parallelklasse oder die bildschöne Betty aus der 6c, die immer wieder wegen kleinerer Model-Aufträge in der Schule fehlt. Just diese Schönheiten aus meinem schulischen Umfeld können mich allesamt nicht ausstehen. Mit offensichtlicher Hässlichkeit können diese Mädchen sehr gut umgehen. So gut, dass sie sich manchmal sogar ein hässliches Entlein als beste Freundin halten, wahrscheinlich um noch mehr zu glänzen. Aber eine wie mich, die für sie eine nicht abschätzbare Konkurrenzsituation herbeiführt, finden sie suspekt. Deshalb schneiden mich die Schönheiten, was mir bis jetzt egal war, weil es ja für mich insgesamt funktioniert hat. Ich war jemand in meiner Schule, auch dank der soliden Erfolge bei Jungs. Wie das in Mannheim sein wird, kann ich nicht abschätzen. Natürlich habe ich Angst. Angst davor, dass die neuen Mitschüler meine Gedanken gewöhnlich und langweilig finden. Angst davor, dass meine modischen Kniffe abseits des Mainstreams aufgesetzt und peinlich wirken. Angst davor, keinen »Schmäh« mehr zu haben, der in meinem Umfeld wirkt. Dass mich Mama nun wegen einer Lappalie, nämlich einer frechen Antwort, als »Abziehbild« abkanzelt und so meine Einzigartigkeit in Frage stellt, verunsichert mich noch mehr. Wenn bei mir die Unsicherheit überhand gewinnt, reagiere ich aggressiv.

»Würde ich mich wie ein Abziehbild eines Scheidungskindes verhalten, wäre ich aus Protest bei Papa

geblieben«, sage ich. »Vielleicht wäre das sogar gesünder für mich. Wer so verzweifelt nach Halt sucht, dass er sich vom erstbesten Partner in ein deutsches Industriekaff verschleppen lässt, kann wohl kaum die emotionale Gesundheit seines Kindes sicherstellen.«

Ich finde meine Replik äußerst raffiniert, gerade in Anbetracht der Tatsache, dass ich erst sechzehn bin. Bonjour, Einzigartigkeit. Schön, dass du noch da bist. Mama starrt mich über den Rückspiegel an. Obwohl meine Wahrnehmung auf eine Spiegelung in einer kleinen, rund eineinhalb Meter entfernten Fläche beschränkt ist, kann ich erkennen, dass ihr Gesicht rot anläuft. Ich glaube, es ist Scham. Sie schämt sich, weil ich sie vor Arno bloßstelle. Sie schämt sich, weil ich die Absurdität unserer Lebenslage auf ihre banale Ursache zurückgeführt habe. Mama ist schuld. Doch ich sage nicht: »Du bist schuld.« Würde ich so etwas sagen, könnte sie meinen Einwand als oberflächliche Trotzreaktion eines Kindes abtun. Nein, ich bohre schon etwas tiefer. Ich zeige ihr, dass Arno nicht die Rettung, sondern nur das »Abziehbild« einer Rettung ist, um mit Mamas Worten zu sprechen. Apropos Arno: Er hat den Kopf nach rechts gewandt und blickt nun aus dem Beifahrerfenster, so als gäbe es direkt neben der verstopften Autobahn die schönste Landschaft der Welt zu sehen. Früher saß ich immer auf dem Beifahrersitz. Zu Beginn der Arno-Zeit verteidigte ich meinen Platz erfolgreich. Doch dann kotzte Arno bei einer kurvenreichen Strecke aus dem Fenster.

»Sorry«, hatte er sich entschuldigt, »wenn ich hinten sitze, wird mir immer übel.« Das war das passende Stichwort für meine Mutter gewesen, um mich zu verbannen. »Liebling, warum sagst du das erst jetzt. Du übersiedelst von nun an nach vorne. Charlotte, Schatz, du hast doch nichts dagegen?«

Was hätte ich darauf sagen sollen? Natürlich überließ ich Arno den Platz neben Mama. Alles andere hätte meine Gleichgültigkeit gegenüber seiner Befindlichkeit entlarvt.

Meine Selbstzufriedenheit ob der Abziehbild-Gegenwehr lässt nach. Ich beschließe nachzusetzen, möchte diesmal aber einen Universaltreffer landen. Von tief-schürfenden Analysen habe ich genug, ich sehne mich nach einem ordentlichen Untergriff. Arnos Rolle als Beifahrer scheint mir da durchaus geeignet. Arno besitzt nämlich keinen Führerschein. Ein Umstand, den ich aus irgendeinem Grund lachhaft finde.

»Gibt es bei den Singlebörsen, auf denen du dich herumgetrieben hast, eigentlich keine vernünftigen Suchmasken? Konntest du da nicht irgendwo ›Führerschein‹ ankreuzen? Jetzt haben wir einen Kurpfälzer am Hals, dem wir unbedingt in seine Heimat folgen müssen, der aber nicht einmal einen Lappen hat, um uns dorthin zu kutschieren. Stattdessen lungert er auf dem Beifahrersitz herum und spielt mit dem Autoradio.«

Arno kichert schon wieder. Wäre er kein Mutter-Tochter-Biotop-Parasit, fände ich ihn ob seiner Reaktionen auf beleidigende Angriffe sympathisch. Ich warte nun, dass Mamas Rückspiegelblick bestialische Züge annimmt. Doch sie wendet sich ab und starrt wieder auf den Wagen vor uns.

»Dein Vater eignet sich nicht als Druckmittel«, sagt sie seelenruhig. Arno reißt sich mit einer fahrigen Bewegung von der Autobahnlandschaft los und dreht sich zu meiner Mutter.

»Belassen wir es bei diesem kurzen Geplänkel«, sagt er bestimmt.

Ich bin erstaunt. Warum beschwichtigt Arno meine Mutter, wo ich ihn doch gerade beleidigt habe? Warum

mischt er sich überhaupt ein? Was soll Mamas plötzlicher Rückgriff auf meine Anmerkung, ich hätte auch bei Papa bleiben können? Wir waren doch schon bei Arno und seinem Führerscheindilemma gewesen.

»Erstens, ich brauche keine Druckmittel, um mich gegen euch zu behaupten. Zweitens, was genau meinst du damit?«, sage ich.

»Du kannst mir nicht damit drohen, dass du bei deinem Vater bleibst, weil du nicht bei deinem Vater bleiben kannst«, sagt Mama. Ihre Stimme ist nach wie vor unaufgeregt. Die Röte ist aus ihrem Gesicht verschwunden.

Sie hat mich, denke ich. Ich weiß nur noch nicht, wie der K.o. aussehen wird.

»Wie kommst du darauf, dass ich nicht bei Papa bleiben kann?«, frage ich.

»Jetzt hört doch mit dieser sinnlosen Diskussion auf«, sagt Arno. »Du kannst nicht bei deinem Vater bleiben, weil es deine Mutter nicht ohne dich aushält. Deshalb muss ich dich auch mit guter Musik bei Laune halten.«

»Lass gut sein«, sagt Mama. Sie dreht sich um. Kann sie ja, weil wir in diesem verdammten Stau auf der A6 nach Heilbronn stehen und einander ausgeliefert sind. »Hör mal zu, Liebes«, ihre Stimme klingt nur noch zärtlich. »Ich habe mit Papa gesprochen und ihn gefragt, ob du theoretisch bei ihm in Wien bleiben könntest.«

»Du wolltest mich loswerden? Du wolltest alleine auswandern?«

Ich muss mich echt bemühen, nicht allzu hysterisch zu wirken. Doch was mir Mama da offenbart, lässt mich fast überschnappen.

»Bist du verrückt?«, sagt Mama. Ihre Empörung scheint echt. »Ich wollte dich natürlich nicht loswerden. Ich dachte bloß, dass du vielleicht in Erwägung ziehst,

in Wien zu bleiben, wenn du von unseren Mannheim-Plänen erfährst. Und weil ich dich für eine mündige und intelligente junge Frau halte, wollte ich dir alle Optionen offenhalten.«

Sie »wollte« mir alle Optionen offenhalten. Schien aber irgendwie nicht geklappt zu haben. Doch warum gab es die Papa-Option nicht? Hatte er wieder mal was Falsches gesagt? War das Vorfühlen meiner Mutter in einen sinnlosen Streit ausgeartet, mit dem Ergebnis, dass sie mir diese Option nun nicht mehr lassen wollte?

»Und?«, frage ich.

»Dein Vater meint, er sei für den Alltag mit einer Sechzehnjährigen nicht gewappnet. Er ist der Ansicht, dass sein Lebensrhythmus nicht mehr mit einem Familiendasein kompatibel ist und dass er deshalb die Diskussion, ob du in Wien bleibst oder nicht, lieber gar nicht führen würde.«

Arno seufzt. Obwohl die verdammte Klimaanlage noch immer nicht ordentlich kühlt, ist mir innerhalb des Bruchteils einer Sekunde eiskalt. So oft hat mir Papa gesagt, dass es sein sehnlichster Wunsch sei, genauso vertraut mit mir zusammenzuleben, wie es meine Mutter Tag für Tag erleben darf. Nun, da sie ihm diese Möglichkeit vage in Aussicht stellt, lehnt er reflexartig ab?

»Du lügst«, will ich am liebsten ausrufen. Doch dann wäre ich wohl wirklich das Abziehbild eines Scheidungskindes. Außerdem weiß ich, dass Mama jetzt nicht lügt. Umso mehr schockt mich die Gnadenlosigkeit, mit der sie ihr Wissen gegen mich ausgespielt hat.

»Warum sagst du mir das ausgerechnet jetzt, im Streit?«, frage ich. »Warum versuchst du auf so brutale Art, die Oberhand zu gewinnen?«

»Deine Mutter ...«

Mama schneidet Arno das Wort ab. »Ich kann das schon selbst mit meiner Tochter klären.«

Sie greift nach hinten und nimmt meine Hand.

»Süße, mir ist klar geworden, dass du einen Umzug zu Papa wohl noch öfter als Druckmittel einsetzen wirst. Ehrlich gesagt kann ich das auch ziemlich gut verstehen. Und meist ist es so, dass solche Dinge immer realer werden, je öfter man sie ausspricht. Irgendwann rufst du dann bei Papa an, im guten Glauben, dass du eine Wahl hast, die dich glücklicher und zufriedener macht. Eine Wahl, die dir noch dazu das Abenteuer Alltag mit einer Person verspricht, die du ohnehin so oft vermisst. Stell dir vor, du machst diesen Anruf und erfährst, dass dich Papa nicht aufnehmen wird, obwohl du es willst. Da raube ich dir lieber jetzt, in diesem stinkenden Family-Van, in diesem Scheiß-Stau, alle Illusionen, als dass ich deine Zukunft mit falschen Notausgängen ausstatte.«

Da ist sie wieder, meine Mama, denke ich. Leider kann ich mich über diese Erkenntnis nicht freuen. Stattdessen breche ich in Tränen aus. Ich fühle mich gedemütigt, entmündigt, verraten. Mein Papa ist ein Mistkerl. Ein Chancenräuber. Ein Lügner. Das muss ich hier irgendwo auf der A6 Richtung Heilbronn erkennen. Dass ich dabei auch noch in einem Riesenkrach mit meiner Mama den Kürzeren gezogen habe, macht die Schmach unermesslich. Ich stoße ihre Hand weg und lehne mich gegen die Fensterscheibe. In dieser Position verharre ich mehrere Minuten. Gerne würde ich regungslos dasitzen. Das eruptionsartige Schluchzen stört aber die Ästhetik der Trauer.

»Welche Musik hat etwas mit deinem Leben zu tun?«, fragt Arno ansatzlos.

»Elektronische Musik«, schluchze ich.

»Schön«, sagt Arno. »Mannheim ist ein guter Ort für Menschen, die elektronische Musik mögen.«

»Arschloch«, sage ich. In diesem Moment setzt sich die Autokolonne in Bewegung und mit ihr unser Family-Van.

Fabian Burstein

Geboren 1982 in Wien. Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Mehrere Jahre Werbung als Texter und Creative Director. Nebenbei Kulturjournalismus für Magazine in Österreich und Deutschland. Zahlreiche Buchveröffentlichungen, Film- bzw. TV-Arbeiten und Auftritte. 2009 Buch und Regie für das Doku-Drama »Porno Unplugged«. 2011 Veröffentlichung des Romans »Statusmeldung«, 2012 folgt »Träum weiter«. In den darauf folgenden Jahren als freier Autor, Ghostwriter, Lektor, Buchentwickler, Grabredner und Kulturveranstalter tätig. Von 2013 bis 2015 Leiter der Jugendkultureinrichtung FORUM in Mannheim. Seit 2016 Leiter des Kulturbüros Ludwigshafen.
www.fabianburstein.com

Bisher im Verlag Bibliothek der Provinz erschienen:

»Rosa Glas«, Roman

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien